

Nr. 265. Bromberg, den 20. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wie eigentümlich!" fuhr Lucrezia, nun wieder zu den Eltern gewendet, fort: „So vieles andere aus meiner Kindheit ist meinem Gedächtnis so ganz entschwunden. Aber an diese Geschichte mit dem armen Straßenjungen erinnere ich mich noch mit allen ihren Einzelheiten." Und während ein Schatten über ihr sanftes Gesicht zog, setzte sie hinzu: „Ich glaube, es kommt daher, weil die Sache damals so traurig endete. Nie in meinem Leben werde ich den schrecklichen Anblick vergessen, wie das arme Kerlchen dann auf der Fahrt nach Capri über Bord sprang und unter den Radkasten geriet. — Und er wollte mich doch nur seiner Dankbarkeit versichern, als er sich auf dem Schiffe zu mir schlich." — Der Unglücksfall Raffaeles hatte damals das empfindsame kleine Mädchen stark erschüttert, und noch jahrelang hatte sie unter der Erinnerung daran gelitten. Der Präfekt und seine Gattin hatten erst durch jenen tragischen Abschluß von der eigentümlichen Bekanntschaft ihres Kindes mit dem diebischen Straßenjungen erfahren, sowohl durch die Bonne als auch durch Lucrezia selbst. Aber eines hatte Lucrezia bis auf den heutigen Tag aus einer seltsamen Scheu heraus verschwiegen: daß sich der kleine Junge auf seine Knabenbrust ein flammendes Herz und einen Liebesschwur an sie hatte tätowieren lassen; und gerade dieser sonderbare Vorfall hatte damals auf ihr Kindergemüt einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er noch deutlich wie am ersten Tage in ihrem Gedächtnis haftete. Sag, Papa, glaubst du wirklich, daß er damals mit dem Leben davongekommen ist?" fragte sie nun, nachdem sie während einiger Augenblicke, von der Erinnerung ergriffen, vor sich hingesonnen hatte.

„Wie soll ich das wissen, Kind?" Colnaghi mußte ein wenig lächeln: Obwohl seit langen Jahren von dem Vorfall nie mehr die Rede gewesen war, erinnerte er sich doch gut, daß ihm Lucrezia im Laufe ihrer Kindheit diese bange Frage wohl an die hundert Male vorgelegt hatte.

„Aber ich denke, du hast damals nachforschen lassen, was aus dem armen Buben geworden ist?" drang Lucrezia weiter in ihn. „Oder habt ihr mir das damals nur weisgemacht, um mich zu beruhigen?" Das Erwachen der Kindheitserinnerungen hatte sie plötzlich wieder ganz in den Bann jenes fernliegenden Ereignisses gezogen.

„Ermittlungen habe ich damals tatsächlich anstellen lassen," gab der Präfekt zurück. „Schon deshalb, weil dich die Geschichte so erregt hatte, daß wir Sorge für deine Gesundheit hegten. Aber es ist natürlich nichts dabei herausgekommen. Erstens gaben deine und der Bonne Beschreibungen von dem Jungen, soviel ich mich erinnere, gar keine genügenden Anhaltspunkte. Und dann wurden wir ja auch bald darauf nach Palermo versetzt, — und da hatte man hier natürlich kein Interesse mehr daran, sich weiter mit der Angelegenheit zu befassen."

Einen Augenblick war Lucrezia versucht, das untrügliche Kennzeichen des kleinen Straßenjungen von damals dem Vater mitzuteilen. Aber wieder hinderte sie jenes seltsame, schamhaft-scheue Gefühl, von der Tätowierung zu erzählen, — um so mehr, da sie die ganzen Jahre hindurch davon geschwiegen hatte. Und so schwieg sie auch diesmal und ahnte nicht, daß wenige Worte von ihr genügt hätten, sofort von ihrem Vater Auskunft über das Schicksal jenes Knaben zu erhalten.

Gerade an diesem Morgen hatte sich der Präfekt aus dem Archiv die Erkennungskarten derjenigen Camorristen geben lassen, nach denen die Polizei noch immer vergeblich fahndete. Eine dieser Karten, die ihm besonders aufgefallen war, lautete:

„Spadari, Raffaele — Geburtsdatum unbekannt, vermutlich 24 Jahre alt — gefährlicher und gewalttätiger Camorrist — Spitzname: Raffaele, der Tiger vom Mercato." — — Und nach einer Reihe ausführlicher Angaben über die Verbrecherlaufbahn und die Vorstrafen Raffaeles folgte die Bemerkung: „Besondere Kennzeichen: Hat auf der Brust eine Tätowierung, die schon im Knabenalter ausgeführt zu sein scheint, da sie stark auseinandergezogen ist. Die Zeichnung stellt ein flammendes Herz dar und trägt die Unterschrift: Lucrezia é la passione mia!"

Unwillkürlich hatte sich Alfredo Colnaghi bei der Durchsicht dieser Erkennungskarte peinlich davon berührt gefühlt, den Namen seines geliebten Kindes in der Inschrift einer Verbrecher-Tätowierung zu finden. Aber keinen Augenblick war ihm auch nur im entferntesten der Gedanke gekommen, daß diese Inschrift im Zusammenhange mit der Person seiner Tochter stehen könne; war doch der Name Lucrezia nicht allzu selten. Was dem Präfekten aber besonders aufgefallen das war die der Karte beigefügte Photographie des Verbrechers gewesen. Er erinnerte sich kaum, unter den unzähligen Übeltätern und Briganten, die ihm im Laufe seiner langen Dienstzeit vorgekommen waren, jemals ein ähnlich ausdrucksvolles Gesicht gesehen zu haben — und Augen, in denen so viel Verwegenheit und Willenskraft mit einem so schwärmerisch-schwermütigen, fast edlen Ausdruck in seltsamem Widerspruche vereint waren. Und er hatte bei sich gedacht, daß es nicht schwer sein könne, dieses Augenpaar unter Tausenden wiederzuerkennen.

*

Am Abend des gleichen Tages, während die Colnaghis — Vater, Mutter und Tochter — in ihrem behaglichen Heime frohgestimmt und plaudernd beieinander saßen und das Wiedersehen feierten, wurde in der Camorra über Leben und Tod des Präfekten die Entscheidung getroffen.

In dem seit einem Jahrhundert bestehenden straffen Gefüge der „schönen und geehrten Gesellschaft" fehlte es natürlich auch nicht an eigenen Gerichtshöfen. Diese fällten Urteile sowohl gegen Mitglieder, die sich irgendwelcher Verstöße gegen die Gesetze des Bundes schuldig gemacht hatten, wie auch gegen äußere Feinde des Verbrecherbundes. Handelte es sich nur um gewöhnliche Bestrafungen und um Vergehen, die nur im Belang einer bestimmten Abteilung lagen, so traten die ältesten Camorristen dieser Abteilung unter dem Vorsitz ihres Capintrito zusammen, und ein sol-

cher Gerichtshof hieß dann „die kleine Mutter". Solche Fälle aber, welche die Interessen der gesammten Camorra berührten, oder in denen gar die Verhängung der Todesstrafe in Betracht kam, mußten von allen Capintriti, den Chefs der zwölf Camorrabezirke, unter dem Vorsitz des obersten Chefs, des Capintesta, abgeurteilt werden. Dieser höchste Gerichtshof wurde „die große Mutter" genannt, und er war heute zusammengetreten, um über das Schicksal des Polizeipräfekten zu entscheiden.

Vor den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft wurde die Sitzung streng geheimgehalten. Sie fand in einer kleinen Spelunke des nahe bei Neapel gelegenen Dorfes Antignano statt, und selbst den zehn Vollcamorristen, welche als Schutzposten dienten, war nichts Näheres über den Gegenstand der Verhandlung bekannt.

Erst als die Bezirkschefs vollzählig zur Stelle waren, erschien, begleitet von einem Sekretär, Luigi Mazella, der nun schon seit sechzehn Jahren als Capintesta die Geschicke der „schönen und geehrten Gesellschaft" lenkte. Keinem der Teilnehmer hätte man heute seine Zugehörigkeit zu dem Verbrecherbunde ansehen können; keiner von ihnen trug die bei den Camorristen beliebte Kleidung oder gar ein Schmuckstück. Sie waren alle in der Tracht biederer Kleinbürger gekommen; trotz der Dunkelheit schien ihnen diese Vorsicht geboten, um auf dem Wege nach dem Versammlungsort keinerlei Aufsehen zu erregen. Die meisten von ihnen standen im besten Mannesalter. Nur einer, der Capintrito des San-Lorenzo-Viertels, zählte wenig über zwanzig Jahre; er war der geschickteste Falschmünzer Neapels, und es mochte wohl seine für den Verbrecherbund so einträgliche Kunstfertigkeit sein, die ihm trotz seiner Jugend zu dem hohen Range verholfen hatte. Aber auch zwei weißhaarige Greise von würdigem Aussehen befanden sich unter den Versammelten. Es waren frühere Camorra-Chefs, die längst im Ruhestand lebten und zur Zeit nur vertretungsweise wieder als Capintriti tätig waren, — der eine im Pendino-, der andere im Stella-Viertel; denn die eigentlichen Capintriti dieser beiden Stadtteile waren bei der letzten großen Razzia — derselben, bei der es Raffaele geglückt war, zu entwischen, — verhaftet worden, und die Neuwahlen hatten noch nicht stattgefunden.

Die Gerichtssitzung war kurz: In seinem gewohnten kühlen und sachlichen Tone teilte Luigi Mazella der Versammlung mit, daß der Termin, den die Camorra dem Polizeipräfekten zum Rücktritt gestellt habe, heute mittag abgelaufen sei. Um nichts unversucht zu lassen, habe man sogar den prinzlichen Gönner der „schönen und geehrten Gesellschaft" persönlich bemüht; er habe dem Präfekten an diesem Nachmittage einen Besuch gemacht, und ihn ein letztes Mal um seinen freiwilligen Rücktritt ersucht. Seine Hoheit sei jedoch, trotz der entgegenkommendsten Angebote, von Colnaghi schroff zurückgewiesen worden. — „Welche Gefahr dieser Präfekt für das Bestehen der Camorra bildet," schloß der Capintesta, „das brauche ich der hohen Versammlung wohl kaum näher zu erläutern. Wir alle wissen, daß sich unsere „schöne und geehrte Gesellschaft" seit 1859, dem Jahre der Thronbesteigung Franz des Zweiten, nicht mehr einem so gefährlichen Feinde gegenüber gesehen hat, wie es Alfredo Colnaghi ist. — Ich lasse nun eine kurze Pause eintreten, um den versammelten Richtern Gelegenheit zu geben, den Fall nochmals gründlich zu bedenken."

Während einiger Minuten herrschte ein unheimliches Schweigen, denn es war verpönt, sich miteinander über die Entscheidung zu beraten. Jeder sollte vollkommen unbeeinflußt und selbständig urteilen. Nur ab und zu trat einer oder der andere von den Teilnehmern auf Luigi Mazella zu, der sich von den übrigen zurückgezogen hatte, um sich bei ihm, flüsternd und für die anderen unhörbar, eine sachliche Auskunft über den zur Entscheidung stehenden Fall zu holen.

Jetzt gab der Capintesta ein Zeichen; und nachdem die Anwesenden einen Kreis gebildet hatten, sagte er kalt und doch mit einer gewissen Feierlichkeit in der Stimme: „Die große Mutter entscheidet nunmehr über Leben und Tod des Alfredo Colnaghi, Polizeipräfekt von Neapel. — — Eins!" Die zwölf „Richter" bedeckten mit dem linken Arm ihre Augen, damit keiner von ihnen die entscheidende Handbewegung der übrigen sehen konnte. —

„Zwei!" — Auf dieses Kommando hatte jeder seine Entscheidung zu treffen: Wie bei den Gladiatorenkämpfen im alten Rom bedeutete der nach oben zeigende Daumen der Rechten „Leben", der nach unten gerichtete: „Tod".

„Drei!" klang die schneidende Stimme Luigi Mazellas durch den Raum. Alle nahmen den linken Arm vom Gesicht und blickten gespannt auf, um das Ergebnis der Abstimmung zu sehen. — Die Mehrzahl der Stimmen sollte entscheiden. Bei Stimmengleichheit hatte der Capintesta den Ausschlag zu geben. — Aber das war hier nicht nötig: Zehn Daumen waren nach unten gerichtet, und dies bedeutete unwiderruflich das Todesurteil der „großen Mutter" gegen Alfredo Colnaghi. — Außer einem der weißhaarigen Greise hatte nur „der große Tore" den Daumen nach oben gerichtet. Obwohl er sonst ein unbedenklicher Übeltäter war, hatte er noch nie einem Mitmenschen — es sei denn ein Verräter gewesen — das Leben abgesprochen.

Was nun noch zu geschehen hatte, war schnell erledigt: Der Capintesta verkündete das Todesurteil, und sein Sekretär machte in camorristischer Geheimschrift die üblichen Aufzeichnungen. Und dann gab Luigi Mazella den Befehl zur Auslosung des Strafvollstreckers nach dem herkömmlichen Verfahren: Am nächsten Abend sollte unter den älteren Picciotti der zwölf Camorra-Abteilungen je einer ausgelost werden. Die so zur engeren Auslosung bestimmten zwölf Männer hatten sich dann zu einer der Wahrsagerinnen zu begeben, welche mit der Camorra in Verbindung standen; und dort sollte vermittels des Kreisels die letzte Entscheidung getroffen werden. — Nur über die Wahl der Wahrsagerin gab es noch einen kurzen Meinungsaustausch. Schließlich einigte man sich auf die „Hexe vom Lavinajo".

11.

Durch ein paar Spione, welche in den letzten Tagen Carmela beständig hatten umlauern müssen, waren der Marchese und Donna Assunta von dem Gang der Ereignisse genau unterrichtet worden: Sie hatten auf diese Weise erfahren daß Carmela ein zweites Mal bei Don Filippo gewesen, — daß sie von dort wieder nach dem Lavinajo zurückgekehrt war, ein paar Augenblicke an der Tür Donna Assuntas gehorcht hatte und dann zu der Wohnung des Buchhändlers in der Via San Biagio dei Librai geeilt war, — daß sie dort den Zauber entdeckt und dadurch einen furchtbaren Krawall hervorgerufen hatte. Aber auch wie Carmela die Pflegemutter, trotz ihres heimtückischen Anschlages, durch ihre Geistesgegenwart vor der Rache der wütenden Menge bewahrt, hatten die Spione berichtet. Und Donna Assunta war durch diesen Edelmut ihrer Pflegetochter so gerührt gewesen, daß sie dem Marchese unter den schlimmsten Drohungen verbot, noch irgend etwas auf eigene Faust gegen Carmela und den Grafen zu unternehmen. Und da Vito de Marino trotz seiner höheren Bildung, wie so viele seinesgleichen, fest an die furchtbare Zaubermacht der Hexen vom Schlage Donna Assuntas glaubte, hatte er zähneknirschend nachgeben müssen. So hatten sich die Alte und der Marchese nach einer erregten Auseinandersetzung endlich dahin geeinigt, daß Raffaele sofort von dem Stande der Dinge benachrichtigt werden sollte, und daß man sich bis zu seiner Entscheidung nur darauf beschränken wolle, eine etwaige Flucht der Liebenden zu verhindern. Sofort war dann ein zuverlässiger Bote zu Raffaele in seine Gebirgseinsamkeit entsandt worden, und am übernächsten Abend, bald nach Eintritt der Dunkelheit, betrat der „Tiger vom Mercato" plötzlich die Wohnung Donna Assuntas.

Wie bei seinem ersten heimlichen Besuche in Neapel war er wieder als Gebirgsbewohner verkleidet; und diesmal war er noch schwerer zu erkennen, denn der krause schwarze Vollbart war dichter und länger geworden, und sein von Heimweh und Sehnsucht zerwühltes Gesicht zeigte eine erschreckende Blässe und Magerkeit. Er traf Donna Assunta allein an. Sofort wurde die Tür nach der Straße fest geschlossen, und Raffaele nahm die Alte in ein scharfes und hastiges Verhör. Mit erregt hervorgesprudelten Worten berichtete Donna Assunta die Geschehnisse der letzten Tage und beteuerte dabei unzählige Male, wie sie mit ihrem mißglückten und zum Unheil ausgeschlagenen Beginnen doch nur das Beste Carmelas im Auge gehabt habe.

„Wie lange ist Carmela jetzt in dem Hause des Fremden?" fragte Raffaele, als sie ihren Bericht geendet hatte, in fast kühlem Tone. Nur das unheilkündende Funkeln der großen dunklen Augen ließ seine tiefe Erregung erkennen.

„Es sind jetzt gerade zwei Nächte und zwei Tage."

„Seid Ihr sicher, daß sie noch nicht mit dem Tedesco auf und davon ist?"

„Das ist unmöglich. Das Haus steht Tag und Nacht unter Bewachung."

Raffaele atmete wie erleichtert auf. „Gut", sagte er dann entschlossen, „ich werde Carmela noch in dieser Nacht aus seinen Armen reißen und den Verführer töten. — Es ist jetzt sieben Uhr, und ich muß mich ein wenig ausruhen nach dem großen Marsch und nach all der Aufregung. Weckt mich um Mitternacht. Dann werde ich genügend Kräfte geschöpft haben, um die Angelegenheit schnell und sicher in Ordnung zu bringen." Er wendete sich dem Hinterzimmer zu.

Doch Donna Assunta hielt ihn zurück: „Raffaele, überlege es dir erst noch einmal gründlich, ehe du zu offener Gewalt greifst und dich am Ende für dein Leben unglücklich machst! Vielleicht liegen die Dinge auch anders, als du annimmst: Es ist nicht so sicher, daß du Carmela in den Armen des Tedesco finden wirst."

„Was heißt das? Was wollt Ihr damit sagen?" Raffaele blickte sie gespannt an.

„Es scheint, daß die beiden nicht so zusammen hausen, wie du vermutest. Die erste Nacht hat Carmela an dem Krankenlager des Malers gewacht. Dann hat sie am nächsten Morgen dem Buchhändler erklärt, daß sie sein Haus nicht eher verlassen werde, bis sie den Tedesco ganz gesund gepflegt habe. Und auf ihr Bitten hat er ihr dann ein Zimmer in seinem Hause eingeräumt."

„Woher wißt Ihr das alles?" fragte Raffaele mißtrauisch; aber dennoch ging es wie ein Hoffnungsschimmer über seine Mienen.

„Der Buchhändler hat es unseren Spionen selbst erzählt."

„Hah! Der ist natürlich mit den beiden im Bunde und von dem Fremden bestochen!"

„Das glaube ich keinesfalls, Raffaele."

„Gehört er denn zu den Schützlingen der Camorra?"

„Nein, das nicht. Aber er ist durch Drohungen vollkommen eingeschüchtert und gibt jede Auskunft, die unsere Leute von ihm verlangen"

(Fortsetzung folgt.)

Mein Freund Yang.

Skizze von **Werner Zibaso.**

Auf der Waihaiwai-Road in Shanghai gibt es genau so wenig zu jagen wie auf der Tauentzien in Berlin-W. Um einen kümmerlichen Yangtsehasen oder ein paar Fasanen zu erlegen, muß man sich schon zum mindesten nach Wangdoo hinausbemühen, wenn es einem bis zu den Wildschweinen der Chingkiangberge zu weit ist, die zwischen ihre Suhlen und den Jägermessen der Küste wohlweislich eine Eisenbahnfahrt von fünf und einen Fußmarsch von acht Stunden gelegt haben.

Dafür hat Wangdoo einen Tempel, siebenunddreißig Teestuben — in jedem Haus eine — und den unvergleichlichen Staubweg, dem man eine Stunde lang Maß nehmen muß, ehe man von dem Bahnhofschuppen zur Stadt gelangt. Wenn man dann noch ungefähr drei Stunden lang durch Kohl- und Baumwollfelder gestapft ist und nichts als eine unterernährte Reisschlange erlegt hat, kann man sich mit Recht sagen, daß man den Spaß, n i c h t s zu schießen, zuhause hätte bequemer haben können . . .

Plötzlich tauchte hinter einem der verstreut herumliegenden Grabhügel ein baumlanger Chinese auf, als sei er aus der Erde geschossen. Eine kurze blaue Jacke baumelte ihm um den Oberkörper, die braungelben Füße, die aus den vielfach geflickten weißen Leinenhosen schauten, steckten in dicksohligen Filzschuhen, und zwischen den Händen — — Da war also ein Gasrohr, dessen eines Ende zusammengehämmert und zum Beschluß mit Blei verlötet war. In die Lötstelle war ein Zündloch gebohrt, und das Ganze dann mit Draht an einen keulenhaften Holzknüppel gebunden. Das Pulverhorn und der Schrotbeutel baumelten dem Manne an einer Baumwollschnur von der Hüfte.

„Möge der Himmel dir reiche Felder und deiner Frau dicke Jungen bescheren!" grüßte der Gelbe höflich und begann im gleichen Atemzug schaudererregend auf die japanischen Sonntagsjäger zu fluchen, die in der gesamten Umgegend jeden Vogel wegschössen. „Früher, Herr, haben wir die Wachteln mit dem Schleppnetz gefangen, beim Himmel, und Fasanen gab es . . .?" Dabei schielte er verlangend nach der Doppelflinte, die ich in der Hand trug.

Klick — spannte ich den Hahn und zeigte ihm höflich den Mechanismus. „Acht Cent, so eine Patrone", erklärte ich ihm gerade, als ein Nest Wachteln hochkam. Ich schoß aus beiden Läufen, die Wachteln zogen weiter.

„Acht Cent... achtzig... hundertundsechzig Käsch, und für nichts!" wunderte sich der Chinese und stopfte das Gasrohr mit seinem grobkörnigen Schwarzpulver halbvoll. Darauf setzte er einen Papierfetzen und holte eine Handvoll Kieselsteinchen aus dem Schrotbeutel, füllte sie ein und setzte nochmals eine Papierkugel auf, damit ihm die Steinchen beim Schießen nicht herausrollten.

„Schon fertig!" sagte er zufrieden, legte auf das Zündloch etwas von einem feinkörnig klebrigen Schießpulver — und brannte auch schon die Ladung mit der Lunte ab, ehe ich noch sehen konnte, worauf er angelegt hatte.

Dreißig Schritt weit lag der Yangtsehase, den es erwischt hatte, und sah aus, als ob ihn die Motten zerfressen hätten — ein Dutzend Kieselsteine hält das dickste Fell nicht aus. „Ein guter Schuß", bemerkte ich trotzdem mit höflicher Bescheidenheit, „aber eine Gewehrkugel macht ein weitaus kleineres Loch!"

„Ja, du hast es gut, Gebieter", seufzte der Chinese mit einem neuerlichen Seitenblick auf die Doppelflinte kummervoll. „Auch ich besitze eine Kugelflinte, doch das Rohr ist so dick, daß ich einen Gehilfen brauche, wenn ich schießen will."

„Nun, ein so trefflicher Schütze wie du, oh...?" Der Chinese hatte mich jetzt als wohlerzogenen Mann kennen gelernt, und es war an der Zeit, ihn nach seinem Namen zu fragen. Worauf Yang-Ah-Keng nicht zögerte, umgehend von mir die Nationale zu erpressen, soweit es nur irgend der Anstand zuließ. Darüber waren wir wieder in Wangdoo angelangt, und Yang erzielte für seinen durchlöcherten Hasen den überraschenden Preis von dreißig Kupfercent, die er voll Besitzerstolz in einem schreiend bunten Täschchen aus Glasperlen verstaute.

„Du siehst, oh Gebieter, wie die Jagd ihren Mann ernährt, und wirst mit mir eine Kanne Tee trinken!"

Die Teestube war ein Raum von knapp fünf Quadratmetern, und obwohl jeder, der sie verlassen wollte, erst über unsere Beine hätte steigen müssen, zeigte sich Yang außerordentlich besorgt, es möge jemand aus Versehen meine Doppelflinte für einen Papierschirm ansehen und als solchen mitgehen lassen. „Du weißt, oh Gebieter, wie es in der Welt zugeht — traue allein deinem Auge und deiner rechten Hand!"

„Ich bin dir gewiß zu Dank verpflichtet", mußte ich wiederum entgegnen. „Daher wirst du mir erlauben, dich nun meinerseits zum Tee einzuladen!"

In dem „besten" Restaurant von Wangdoo brachte der langzopfige Wirt gebratene Fasanenstückchen, Rührei mit Garnelen, Schweinefleisch, dann wieder gebratene Entenstückchen, eine Süßspeise und zum Schluß Reis auf den Tisch.

„Sooviele Fasanen hätte ich geschossen, Herr!" zeigte Yang-Ah-Keng und breitete seine Arme aus, als wolle er die Welt umspannen. „Sooviele Fasanen mit deiner schönen Doppelflinte!" Sein Gesicht war bereits merklich rot angelaufen, und die Samschuflasche, die eben noch bis zum Rand mit Reisschnaps gefüllt gewesen war, hatte einen kaum mehr feststellbaren Pegelstand erreicht.

„Sicherlich hättest du das, oh Freund", beeilte ich mich zuzugeben und zog meinen Beutel, um zu zahlen. 250 Käsch verlangte der Wirt — ich gab ein 20 Centstück, das in Wangdoo 272 Käsch Wert hatte, und bekam noch einen Kupfercent heraus.

„Auch ein Wildschwein hätte ich geschossen!" beharrte nun mein Begleiter eigenwillig, obgleich das nächste über eine Tagereise weit entfernt sein mochte. Doch ich hütete mich, das anzudeuten, und stimmte vorbehaltlos zu. Yang streifte mich mit einem verwirrten Seitenblick. Er schien großartig betrunken zu sein, obwohl er auffällig gerade neben mir über das Feld stapfte, denn er beharrte darauf, mich bis zum Bahngebäude zu begleiten, und zwar auf einem Abkürzungspfad, den ich allein nie gefunden hätte.

„Jawohl, oh Freund mit der Doppelflinte, ein Wildschwein und genau so gut und sicher auch eine [illegible] -- von den Wackeln, die du verfehlt hast, gar nicht zu reden!"

„Jaja — ein sehr guter Schnaps dieser Samschu ..." sagte ich und ließ meine Beine machen, was sie wollten. „Starkes Zeug das, verdammt noch mal!"

Was Yang-Ah-Keng, der vier Schritt hinter mir trottete, darauf entgegnete, weiß ich nicht. Plötzlich schlug eine Höllendetonation an mein Ohr, und im gleichen Augenblick pfiff etwas daran vorüber und verzischte zwischen den Baumwollstauden. Yang stand sprachlos da und rüttelte an seiner rauchenden Donnerbüchse, als zerre er einen widerspenstigen Esel bei den Ohren, und fluchte Tod und Verdammnis auf sie herunter.

„Nun — ein Versehen!" stotterte ich nicht ganz sicher.

„Hätte ich mich nicht so über dich ärgern müssen, Gebieter, wäre das nicht passiert". meinte er dunkel.

„Als ich dich nämlich zum Tee einlud, warst du mein Gast", erläuterte er und krauste die Stirn, als habe er Mühe, dem Weißen das alles logisch auseinanderzusetzen. „Dann aber hast du mich eingeladen, und das glich sich aus. — Ich konnte dich also jetzt erzürnen, indem ich dir deine fehlende Jagderfahrung vorhielt, ohne mir Vorwürfe wegen mangelnder Höflichkeit machen zu müssen. Aber du wolltest nicht einsehen, daß deine Flinte besser in meinen Händen sprechen würde, und unterließest es noch dazu, auf meine Beleidigungen einzugehen. Wegen dieses Mangels an Höflichkeit war ich im Recht, wenn ich dich erschießen wollte, aber der Himmel hat es nicht gewollt. Und nun laß uns weitergehen!" Damit setzte er sich wieder in Marsch und wiegte bekümmert sein gelblederness Haupt.

Es waren noch gut drei Kilometer bis zur Bahnstation, und die Sonne schien am Himmel festgeklebt, daß sie gar nicht weiterrücken wollte.

„Du wirst verzeihen, Yang-Ah-Keng, daß ich deine Zeit nicht länger für mich beanspruchen will", sagte ich endlich. „Darum lebe wohl und nimm diese 20 Cent zum Zeichen, daß mir deine Bekanntschaft von großem Wert erscheint!" Damit schnitt ich ihm das Beutelchen mit dem feinkörnigen Schießpulver, das er zum Entzünden der Rohrladung gebrauchte, ab und reichte ihm das Geldstück.

Dann ging ich schnell und mit einem kitzligen Gefühl im Rücken dem Bahnhof zu.

Wurstessen nach dem Wörterbuch.

Wie sich die Namen unserer Fleischsorten erklären.

Von Walter Hartwig.

Nun stehen wir wieder im Beginn der fröhlichen Zeit, da landauf landab in den Zeitungen der Wirt des Dorfes seine frisch geschlachtete Wurst empfiehlt. Und nach altem Brauch pilgern alle die Gesang-, Kegel-, Wander-, Sport- und sonstigen Vereine in Rudeln aufs Land hinaus, um sich an den schweinernen Leckerbissen zu ergötzen. Ob einer von den wacker Schmausenden wohl daran denkt, daß sich mit den Namen der vertilgten Herrlichkeiten ein gut Teil deutscher Kulturgeschichte verknüpft? Heute, da altes Brauchtum mehr als je zu Ehren kommt, dürfte es angezeigt sein, ein Streiflicht auf diese Wissenschaft zu werfen.

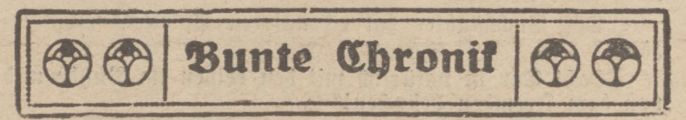
Da ist es zunächst recht erfreulich zu hören, daß der Name des braven Schweines selbst rein germanischen Ursprungs ist. Man darf ihn als uralt bezeichnen. Und alt ist auch der Eber. Im Altsächsischen kennt man das „Bierswin". Im Langobardischen heißt es Pair, im Altbayerischen Bär. Alle diese Titel des männlichen Borstentieres bedeuten nichts anderes als Angreifer.

Zu Mißdeutungen hat von jeher das Spanferkel Anlaß gegeben. Mit den Holzspänen unterhält es nämlich keinerlei Beziehungen. Es stammt vielmehr aus dem mittelhochdeutschen Spen oder Spüne, dem Worte für Milch oder Mutterbrust. Das ist gewiß eine überaus verständliche Deutung für den Namen des noch jugendlichen Schweines.

Nicht besonders schmeichelhaft ist der Ursprung des Namens Wurst. Die Bezeichnung will ein Gemengsel andeuten. Und in dem Liede von „Herrn Pastorn sin Kau" heißt es ja auch: „Was all in de Würst is schicht', dat weet selbst unser Herrgott nicht." Aber man soll dem biederen Landschlachter so wenig Unrecht tun wie seinem städtischen Zunftgenossen.

Die einzelnen Wurstarten nun... Manche Namen sind leicht in ihrem Ursprung zu erkennen. Aber die Cervelatwurst! Sie klingt sehr vornehm, ist jedoch eine glatte Betrügerin. Denn Cervus ist der lateinische Name für den Hirsch, und demgemäß sollte diese Wurst einst auch von dem geweihten Tiere stammen. Aber dann haben die Lebensmittelfälscher schon in alter Zeit dafür gesorgt, daß der Begriff entwertet wurde. Heute stammt die Cervelatwurst aus dem Schwein und aus dem Rinde.

Ein verkanntes Wesen ist auch die beliebte Mettwurst. Mancher glaubt wohl, bei diesem Namen habe das aus Honig hergestellte Getränk unserer Vorfahren Pate gestanden. Aber in Wahrheit hat die Wurst mit dem Met nichts zu tun. Der Name bedeutet nichts anderes als gehacktes Fleisch. Die Bezeichnung ist mit dem Worte Meat verwandt, das in der englischen Sprache vorkommt und einfach mit Fleisch zu übersetzen ist.



Erst Zwillinge — jetzt Drillinge.

Unter stärkster Anteilnahme der Bevölkerung fand in diesen Tagen in Neusalz die Taufe von Drillingen statt. Das freudige Ereignis, daß Drillinge geboren werden, ereignet sich zwar öfter. Bei der Frau des Kutschers Moryson in Neusalz a. d. Oder war dies jedoch eine besondere Sensation, weil die Frau vor drei Jahren erst Zwillingen das Leben geschenkt hatte. Durch die beiden letzten Geburten ist die Familie rasch angewachsen. Das Ehepaar Moryson ist jetzt 11 Jahre verheiratet und besitzt nun einschließlich der Drillinge acht Kinder. Vor zwei Jahren erblickten zwei Mädchen das Licht der Welt, jetzt drei Knaben. Während der Führer den glücklichen Eltern seinen Glückwunsch und einen Geldbetrag übermitteln ließ, hat die NS-Frauenschaft die Patenschaft übernommen.

Der neueste Modeunfug: blaues Haar!

Jahrelang stand die weibliche Haarmode im Zeichen des Platinblond, das in Hollywood entdeckt wurde. Zwischendurch tauchten noch einige neue Nuancen auf, unter anderem Perlmutterblond, das in allen Farben schillerte. Heute versucht die Mode des roten Haares sich in den großen Modezentren mehr und mehr durchzusetzen, und während wir uns noch mit dieser neuen Marotte abzufinden suchen, kommt aus Hollywood die letzte Schreckensnachricht: man wird blaues Haar tragen. Einige amerikanische Filmstars versuchen bereits, der neuen Haarfarbe, einem tiefen Saphirblau, den Weg zu bahnen.

*

Echte Shaw-Antwort.

Shaw wurde von einer Dame gefragt, welche Kunst er bei Frauen am meisten schätze.

„Daß Sie jünger aussehen, als sie sind", sagte der Satiriker.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.